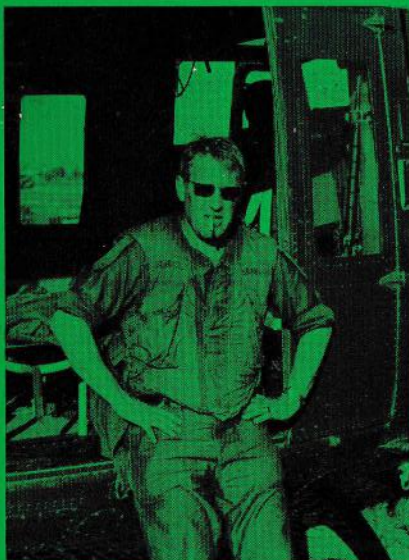


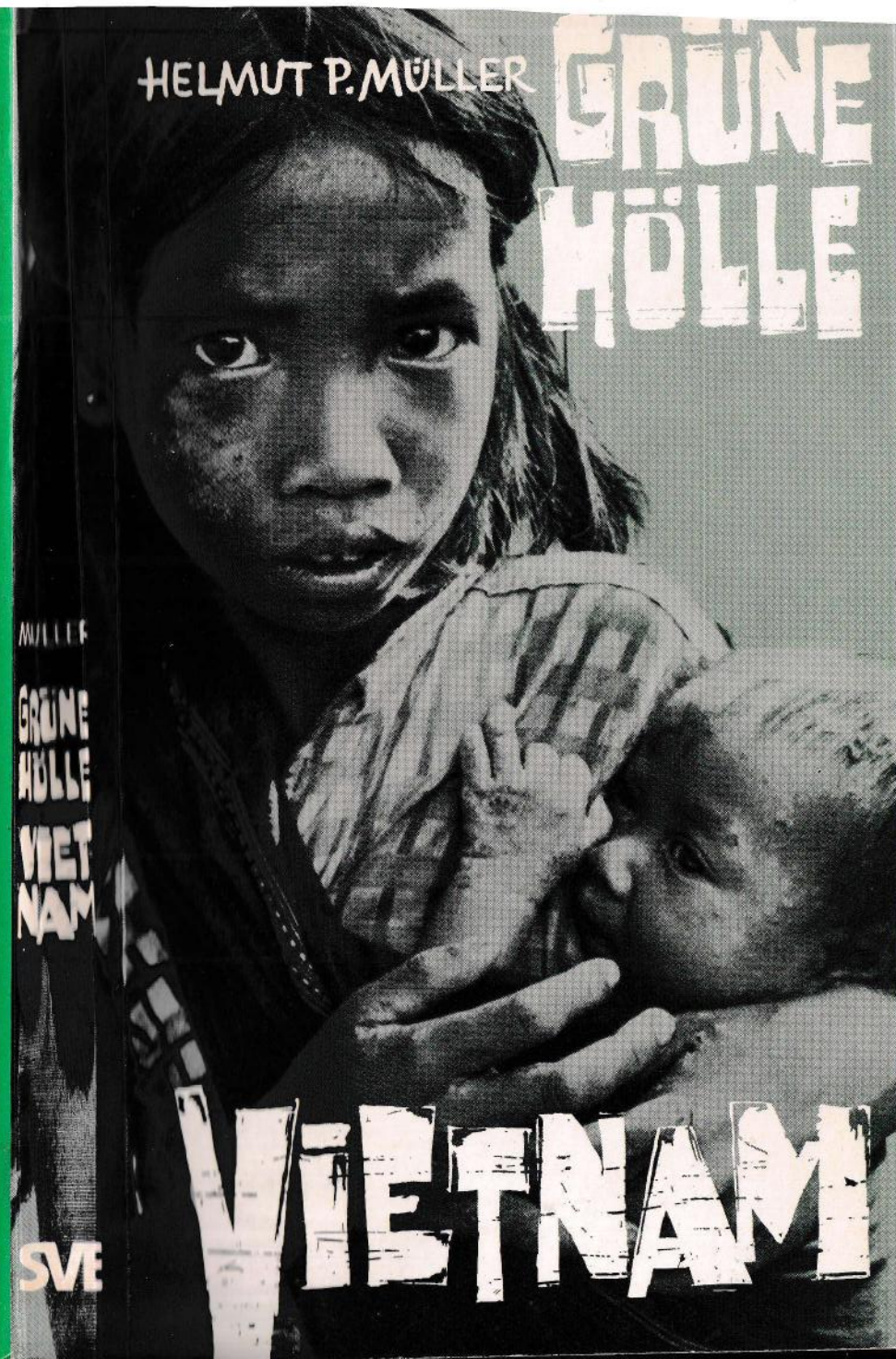


GRÜNE HÖLLE VIETNAM

Helmut P. Müller,
der Verfasser dieses
Augenzeugenberichts,
während eines Einsatzes
in Vietnam
im Kampfhubschrauber

»Warum sterben für Vietnam?« — diese Frage bewegt die Welt, die sich gespalten hat in Falken und Tauben, in Befürworter und Gegner dieses Krieges, der nie erklärt wurde. Proteste rütteln die Menschen auf, dennoch wird weitergeschossen, und kein Ende ist in Sicht. Was geschieht in Vietnam wirklich? Helmut P. Müller gibt einen Augenzeugenbericht, der beweist, daß der Krieg Vietnam in eine grüne Hölle verwandelt hat. »Die politische Macht kommt aus den Läufen der Gewehre«, erklärte Mao Tse-tung. Um diese Macht geht es. In Vietnam kämpft China — bis auf den letzten Vietnamesen. Den Preis dafür zahlen die Menschen in Vietnam . . . und die Mütter in den USA.

SCHWEIZER VOLKS-BUCHGEMEINDE



sollte sich auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen!« Einer der erfahrensten Fernost-Experten der USA rief diese Worte 1961 während einer Rede in New York aus – General Douglas Mac Arthur. Noch einmal hatte der alternde General Amerika gewarnt – aber seine Stimme verhallte ungehört. Sechs Jahre später stehen in Vietnam über 500 000 amerikanische Soldaten – GI's, Leder-nacken, Special Forces, Piloten – einem gespenstischen Heer ge-genüber, das einem Phantom gleichzukommen scheint: der Parti-sanenarmee der Vietkong. Kein politisches Problem in unserer Zeit hält die Welt so in Atem wie dieser Krieg in Vietnam. Eine Welt-macht kämpft gegen den Dschungel. Überall in der Welt herrscht begreifliche Verwirrung. Die Frage »Warum sterben für Vietnam?« bewegt die Gemüter. Nicht nur Amerika, auch die Welt hat sich gespalten in Befürworter und in Gegner dieses Krieges, der nie erklärt wurde. Aber die Distanz von vielen Tausend Kilometern läßt das Gesicht dieses Krieges und seinen verworrenen Hinter-grund verblassen. Was bleibt, sind alarmierende Nachrichten – von neuen Kämpfen, verlorenen Schlachten, von Terror und Sabotage, von getöteten Kindern und gemetzten Vietnamesen. Sie entfachen weltweite Diskussionen auf der Suche nach Lösungen und Aus-wegen. Proteste und Demonstrationen sind an der Tagesordnung. Dennoch wird in Vietnam weitergeschossen – und kein Ende ist in Sicht. Noch sind wir Zuschauer, aber wer vermag zu sagen – wie lange noch? Denn der Krieg in Vietnam kann jeden Tag zum Zünd-funken eines weltweiten Krieges werden. So gibt es in dieser Zeit keine brennendere Frage, als die eine: Was geschieht wirklich in Vietnam?

Helmut P. Müller, Chefreporter einer westdeutschen Tageszeitung, war zweimal in Vietnam, 1965 und 1967. Nicht nur in Saigon oder in Da Nang. Er war an den Fronten, die in Vietnam überall sind – im Dschungel, in jedem Dorf, auf jeder Straße. Er flog mit Kampf-hubschraubern in den Einsatz, besuchte die 7. Flotte im Golf von Tonking und hat den Vietkong kennengelernt wie auch den Süd-vietnamesen. Die psychologische Kriegsführung hat Helmut P. Mül-ler ebenso studiert wie die Bemühungen der USA zu einer Befrie-digung des Landes. Er hat die Ermordeten gesehen, die Gefallenen, die Verbrannten – bestimmend aber blieb das Bemühen um ein objektives Bild der Situation dieses so fernen Landes. So ist es nicht erstaunlich, daß der Leser dieses Buches erstmalig eine Fülle von Fakten erfährt, die es ermöglichen, sich eine eigene und ob-jektive Vorstellung über diesen Krieg zu bilden. Dieser unter die Haut gehende Bericht ist mehr als ein Bericht – er macht deutlich, warum Vietnam eine »grüne Hölle« ist.

Helmut P. Müller
GRÜNE HÖLLE VIETNAM

GRÜNE HÖLLE VIETNAM

Ein Augenzeugenbericht

SCHWEIZER VOLKS-BUCHGEMEINDE

Buch der SVB Nr. 416
Lizenzausgabe der Schweizer Volks-Buchgemeinde Luzern
Copyright 1967 by Osang Verlag Bad Honnef
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Gert Görner, Rastatt
Bildlayout: Adalbert Wiemers, Heisterbacherrott
Druck: Ebner, Ulm
1. Auflage Oktober 1967

Inhaltsverzeichnis

Die Hintergründe des Krieges	9
Jede Minute des Krieges kostet 164 000 Mark .	27
Das Drama im Tieu-Duc-Tal	46
Kit Carson des Dschungels	59
Frage oder Antwort: How to win this war? .	66
Was die Vietnamesen denken	79
Knall-Fallen und andere Tricks	92
Die neue Strategie: »Psycho-war«	106
Sicherheit für die Dörfer – wer glaubt daran? .	122
Malteser: »Hier ist alles ein Risiko«	132
Die »Helgoland« – das »Schiff der Hoffnung«	145
Und was ist mit dem Napalm, Major?	165
Die 7. Flotte: vier Bomber in 60 Sekunden . .	173

Am Tage regiert die Zuversicht. Da träumt das Land Vietnam vom Frieden, vom Aufbau, von Sicherheit und Wohlstand. Aber die Nacht gehört den Vietkong. Denn die Nacht ist der starke Partner der Guerillas. Nachts umklammert die Geisterarmee der roten Rebellen das furchtsame, gequälte Land. Dann leben Millionen mit der Todesangst, weil der Terror umgeht. Granaten, Minen und Messer hinterlassen eine blutige Spur. Es ist ein Krieg ohne Grenzen, ohne Fronten, ohne Gnade. Und hüben wie drüben sterben sie für die Freiheit. Aber für jeden ist diese Freiheit von anderer Coleur. Denn in dieser Welt gibt es keine gemeinsame Freiheit mehr. Nicht einmal ein gemeinsames Kriterium der Vernunft. Jeder will recht haben, jeder will siegen. Und keiner will das Gesicht verlieren. Darum müssen in Vietnam – dem schmalen Zipfel zwischen Rot und Weiß – Hunderttausende sterben. Seit Jahren schon und vermutlich noch in weiteren langen Jahren. Denn kein Ende ist in Sicht im Sterben für Vietnam.

Die Hintergründe des Krieges

Dieser Krieg in Vietnam – der nie von irgendeiner Seite offiziell erklärt wurde – hat ein tausendfaches Gesicht: Militärische, politische, soziale, psychologische und andere Aspekte vermengen sich zu einer Vielschichtigkeit, die jede vereinfachende Formel ausschließt. Die Verwirrung ist so umfassend, daß selbst die streitenden Parteien davon ergriffen sind: Die Frage »Warum sterben für Vietnam?« findet auf beiden Seiten mit der Feststellung »für die Freiheit« ihre Beantwortung. So einfach ist das – und doch so kompliziert.

Seit dreizehn Jahren tobt dieser Krieg – unerbittlich, asiatisch grausam und geladen mit Haß und Ressentiments. Wie will man einen Weg finden, wenn nicht einmal über den Ausgangspunkt des Krieges Einigkeit besteht? Nordvietnams Ministerpräsident Pham Van Dong sagt dazu: »Dies ist ein nationaler Befreiungskrieg. Wir führen ihn gegen die US-Piraten und Imperialisten, die in niederträchtiger Aggression Südvietnam besetzten.

Die Marionettenregierung in Saigon war immer nur ein Werkzeug der US-Imperialisten. Sie ist in keiner Weise eine legale Regierung. Sie trägt die Schuld für den Ausverkauf unseres Landes. Wer hat die amerikanischen Truppen eingeladen, nach Südvietnam zu

kommen? Wer hat es den USA gestattet, dort Militärstützpunkte zu errichten? Wer hat die USA aufgefordert, dort grausame Kampfmittel und Kriegsmethoden anzuwenden? Genau diese Abkommen zwischen Invasoren und Verrätern sind es, die das vietnamesische Volk entschieden ablehnt.«

US-Außenminister Dean Rusk – befragt nach der Ursache der Auseinandersetzung – erklärt: »Warum sind wir in Vietnam? Sicherlich nicht, weil wir über Macht verfügen und es uns Spaß macht, sie zu gebrauchen. Wir betrachten uns nicht als Weltpolitisten. Wir streifen nicht in aller Welt umher auf der Suche nach einem Streit, in den wir eingreifen könnten. Ganz im Gegenteil. Ebensowenig wie wir der Weltgendarm sind, sind wir der Weltrichter – das wissen wir selbst.

Wir sind hier auf Grund unseres multilateralen Engagements innerhalb des SEATO-Paktes und auf Grund einer Reihe bilateraler Verpflichtungen und unmittelbarer Zusicherungen gegenüber der Regierung Südvietnams. Wir haben amerikanische Streitkräfte zum Kampf in den Dschungel jenes mit Krieg überzogenen Landes gesandt, weil Südvietnam nach dem Wortlaut des SEATO-Paktes »Opfer einer Aggression in Form eines bewaffneten Angriffs« geworden ist. Der Krieg in Südvietnam ist ein Akt äußerer Aggression, genau als hätte das Regime in Hanoi eine Armee über den 17. Breitengrad entsandt, statt bewaffnete Kräfte – wie es laufend ge-

schieht – im verborgenen einzuschleusen. Dieser Punkt ist wichtig, denn er berührt den Kern unseres Engagements. Ein erheblicher Teil der allgemein herrschenden Verwirrung resultiert aus dem Unvermögen, die Natur des Konfliktes zu begreifen.

Denn wäre der Krieg in Südvietnam – wie es die Kommunisten immer hinstellen versuchen – lediglich ein innerer Aufruhr, dann hätten die USA keine eigenen Kampftruppen in Südvietnam stehen. Hier aber handelt es sich eindeutig um das Bestreben eines in der einen Hälfte eines geteilten Landes bestehenden kommunistischen Regimes, die Bevölkerung der anderen Hälfte des Landes gegen ihren Willen mit Waffengewalt unter seine Botmäßigkeit zu bringen.«

Was auch immer beide Seiten vorbringen – der unbestechlichste Zeuge bleibt die Statistik. Ihre Zahlen offenbaren einen Hintergrund des Krieges, der bis heute in der Welt weithin unbekannt geblieben ist: Von 1954 bis 1961 ermordeten Vietkong-Partisanen in Südvietnam 13 700 Zivilisten – zum großen Teil führende Persönlichkeiten des Landes. Tausende anderer Südvietnamesen wurden im gleichen Zeitraum entführt und gelten seitdem als vermißt. Diese systematische Ausrottung der Intelligenz brachte das Land an den Rand des Abgrunds – keineswegs die »massive amerikanische Intervention«, wie Hanoi und Peking immer wieder behaupten.

Denn von 1954 bis 1961 hatten die Amerikaner so

gut wie gar keine Truppen in Südvietnam stationiert. Ihr Engagement beschränkte sich auf rund 700 Militärs, die als Berater in der südvietnamesischen Armee tätig waren. Dementsprechend waren auch die Verlustziffern der Amerikaner: Von 1954 bis zum 1. Januar 1961 verloren sie in Südvietnam zwei Tote!

So stark – nein, so schwach – war das Engagement der Amerikaner in Südvietnam.

So mußten die Kommunisten glauben, mit dem »Nationalen Befreiungskrieg« endlich das richtige Rezept gefunden zu haben, in einem anderen Land die Macht zu übernehmen. Denn es erwies sich, daß das engmaschige System der kommunistischen Kader, deren halb soziale, halb politische »Befreiungsverbände« nach einem genauen Organisationsplan in die 2561 Dörfer Südvietnams einsickerten, der überschnell aus dem Boden gestampften Armee Südvietnams schon deswegen überlegen war, weil diese Phantomarmee alle Vorteile des Guerillakrieges auf seiner Seite hatte: Sie agierte – die anderen mußten reagieren. Die Vietkong waren es, die darüber entschieden, wann, wo und wie gekämpft wurde.

Diese Kriegführung basierte auf drei strategischen Möglichkeiten: dem Drei-Stufen-Programm Mao Tse-tungs, dem Konzept des allgemeinen Aufstands (Khoi Nghia) sowie der rein politischen Möglichkeit der Bildung einer Koalitionsregierung. Letztere schied in Südvietnam von vornherein aus –

die Kommunisten waren eine zu schwache Minderheit, ihre politischen Chancen gleich Null. So operierte man nach den beiden Thesen, die den Sieg durch Waffengewalt versprachen:

Khoi Nghia – das Konzept des allgemeinen Aufstands. Grundvoraussetzung für den Erfolg ist hier, daß durch Terror und durch gezielten Einsatz kommunistischer Kaderabteilungen ein revolutionäres Bewußtsein bei der Landbevölkerung geweckt und derartig gesteigert wird, daß sich der »Volkszorn« in einem allgemeinen Aufstand entlädt, dem die Machtergreifung zu folgen hat. Psychologische Kriegführung, soziale Maßnahmen sowie geschickt gesteuerter Terror – unterstützt durch kleine Guerilla-Operationen – müssen hier Hand in Hand gehen.

Das Drei-Stufen-Programm Mao Tse-tungs. Ein rein militärisches Konzept, das in drei Etappen den Waffensieg verheißt: Erstens – revolutionäre Partisanentätigkeit, um die Unsicherheit zu forcieren, zweitens – allmählicher Übergang zu einem mit militärischen Verbänden geführten Bürgerkrieg, drittens – Aushungerung der großen Städte und militärische Generaloffensive, wie sie im Indochina-Krieg praktiziert wurde.

Die Rezepte schienen unfehlbar: Die Vietnamesen – ausgelaugt von hundertjähriger Kolonialherrschaft und einem neunjährigen Waffengang gegen die Franzosen – waren ohnehin nicht imstande,

Begriffe wie »Demokratie, Kommunismus« etc. überhaupt zu erfassen. Die Sehnsucht dieser völlig unpolitischen und weitgehend ungebildeten Menschen beschränkte sich auf ein Leben ohne Krieg und Unterdrückung. Die Maxime hieß: Reis anbauen, satt werden, leben können.

Hinzu kam, daß das Land weit vielfältiger gespalten war, als durch die künstliche Grenze am 17. Breitengrad: Ureinwohner, Montagnards, Khmers, Tonkinesen, Chinesen und Vietnamesen lebten zwar miteinander, aber Spracheigenheiten, andere Sitten und eine verschiedenartige Mentalität verhinderten jegliche völkische Einheit. Selbst von einer religiösen Gemeinschaft konnte nicht die Rede sein: Die verschiedenartigen Glaubensgrundsätze der buddhistischen Richtungen (Mahayana und Teravada), die sektierenden Hoa-Haos, An Quangs und Cao-Dai-ten, die Christen, die Animisten sowie die vielgestaltigen Glaubensformen der Chinesen – sie alle waren Zeugnis eines staatlichen und religiösen Föderalismus, wie er eben nur Vietnam zueigen ist.

Mußte das nicht ein idealer Nährboden für die Khoi-Nghia-These sein? War sie nicht der direkte Weg, die Regierung im Süden funktionsunfähig zu machen und jeden nichtkommunisten Einfluß auszuschalten? Nach der Devise »Menschen sind eine geistige Atombombe« setzten die Kommunisten ihre langjährig geschulten Kader an, um Südvietnam zu erobern. In einem Leitfaden für Vietkong heißt es: »Nicht Stahl und Waffen, sondern die Tapferkeit

des Menschen entscheidet über den Kriegsausgang. Der Volkskrieg ist eine mächtige Waffe. Nur revolutionäre Streitkräfte, die diese Waffe benutzen, bringen die Tapferkeit und Kampfkraft der Menschen voll zum Tragen. Es gilt, tapfer zu leben und ruhmreich zu sterben.«

Und es galt natürlich, Diems »Marionettenarmee« entscheidend zu dezimieren. Denn die Handvoll Amerikaner zählte in diesen Jahren ohnehin nicht...

Der Erfolg schien den Kommunisten recht zu geben: Die »Nationale Front für die Befreiung Südvietnams (NFBSV)« – unterstützt von der RVP, der kommunistischen Partei Südvietnams, die von sich selbst sagt: »Wir sind die Triebkraft der Revolution, die Vorhut und die Seele der NFBSV« – verlegte ihr Hauptquartier in den unwegsamen Dschungel nordwestlich von Tay Ninh an der kambodschanischen Grenze und war damit direkt an den Ho-Tschi-Minh-Pfad angeschlossen. Die nach dem Waffenstillstand von 1954 illegal in Südvietnam verbliebenen 6000 kommunistischen Volksarmisten bildeten die Grundkader der nun einsetzenden »revolutionären Guerillakriegführung«, die sich nur durch ihre Vielschichtigkeit von der üblichen kommunistischen Bürgerkriegsmethodik unterschied: An Stelle der psychologischen Massenbeeinflussung trat neben halb-militärischen Aktionen ein differenzierter Terror, dem die Dörfer – in denen 80 Prozent



Der Ho-Tschi-Minh-Pfad, die wichtigste Nachschublinie der Vietkong, konnte bis auf den heutigen Tag nicht verriegelt werden. Kriegsmaterial, Versorgungsgüter sowie monatlich im Durchschnitt 7000 in Nordvietnam ausgebildete Soldaten werden über diese Route in wochenlangen Gewaltmärschen nach Südvietnam eingeschleust. Der als Ho-Tschi-Minh-Pfad bezeichnete Nachschubweg geht von Nordvietnam durch Laos und Kambodscha und löst sich in über 1000 geheime Dschungelpfade auf, die in die von Vietkong kontrollierten Gebiete Südvietnams einmünden.

der Bevölkerung lebten – fast schutzlos ausgesetzt waren.

Der Sieg schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein,

Die Kommunisten konnten frohlocken. Das Genfer Abkommen hatte festgelegt, daß am 17. Breitengrad »eine provisorische, militärische Demarkationslinie festzulegen ist, zu deren beiden Seiten die Kräfte der beiden Parteien nach ihrem Rückzug zusammengefaßt werden sollen – die Kräfte der Volksarmee von Vietnam im Norden und die Kräfte der französischen Union im Süden der Linie«. Gleichzeitig wurde bestimmt, »daß die militärische Demarkationslinie provisorisch ist und keineswegs so ausgelegt werden darf, als ob sie eine politische oder territoriale Grenze darstellt«. Zusätzlich wurde paraphiert, daß zwei Jahre nach der Unterzeichnung der Abkommen – im Juli 1956 – allgemeine Wahlen mit dem Ziel der Wiedervereinigung Vietnams abgehalten werden sollten.

Aber diese Wahlen waren schon Utopie, bevor sie überhaupt begannen: Die Regierung Diem akzeptierte für Südvietnam weder die Teilung des Landes noch den Wahltermin. General Diem erklärte: »Diese Vereinbarungen zwischen der französischen und der nordvietnamesischen Vertragspartei sind ohne Zustimmung der Vertreter Südvietnams getroffen worden und daher nicht bindend.«

Und Diem war der Mann Amerikas – »ein Speichellecker und Lakai der Imperialisten, der unser

Land an die US-Piraten verkaufen will«, wie die Kommunisten behaupteten.

Denn Diem war es, der die Amerikaner gerufen hatte. Ihn zu stürzen, war Ziel Nummer eins. Die Amerikaner aus dem Land zu jagen, Ziel Nummer zwei. »Die Stärke des Gegners besteht in seinem enormen Kriegspotential und Kräfte-reservoir«, wie Radio Hanoi erklärte. »Aber auch seine Stärke ist begrenzt. Denn die Amerikaner können einen harten, langwierigen Guerillakrieg in einem tropischen Land – fern der Heimat – nicht durchstehen. Darin liegt ihre elementare Schwäche.«

So glaubten die Kommunisten – und so mußten sie glauben. Denn Amerikas Engagement war – im Verhältnis zur Gefahr, die drohte – kümmerlich. Die Weltmacht USA konnte sich nicht entschließen – sie war nicht Fisch, noch Fleisch. Und das war einer von vielen Fehlern...

Es gibt Fehler, die man sogleich erkennt – und solche, die man erst spät – manchmal zu spät – einsieht. Dann muß man gewöhnlich einen hohen Preis zahlen. Mancher Politiker kann ein Lied davon singen. Die Amerikaner bestimmt...

Nehmen wir den Indochinakrieg – der schmutzige und brutale Vorgänger des Vietnam-Dilemmas, zu dem gerade in jüngster Zeit so gern Parallelen gezogen werden. Welch ein Unsinn ist das: Der Indochinakrieg war ein Kolonialkrieg der Franzosen, die ganze Dörfer ausrotteten, Gefangene folterten

– nur, um einen kolonialen Machtanspruch durchzusetzen. Im Vietnamkrieg indes erfüllen die Amerikaner ein Schutzversprechen, zu dem sie sich aus dem SEATO-Pakt verpflichtet fühlten.

Und dennoch hätten die USA diesen gräßlichen Krieg in Vietnam vermutlich nicht am Halse, wenn sie damals im Indochinakrieg anders reagiert hätten. Nur die Hälfte jener Unterstützung, die heute nach Südvietnam fließt – und es hätte kein Dien Bien Phu mit all seinen Folgeerscheinungen gegeben. Zwar zahlten die Amerikaner insgesamt eine Milliarde Dollar nach Indochina – aber was war das schon: Für Frankreich ging es damals um alles. Es brauchte nicht nur Dollars – es benötigte unendlich viel mehr. Aber auf diesem Ohr blieb Amerika taub – obwohl die Franzosen zu dieser Zeit schon auf dem Wege vom »Kolonialismus« zur Communauté Française waren. Und nicht wenige der Vietminh, die Frankreichs Ruhm in Indochina auslöschten, schossen mit Rifles, made in USA!

Heute wundern sich die Amerikaner, wenn der General de Gaulle sie kritisiert, verdächtigt und »uns in den Rücken fällt«. Aber sie vergessen dabei, daß damals Amerika zwar eine Milliarde Dollar in die französische Kolonialkasse zahlte – im übrigen aber mit Verdächtigungen und Kritiken am Allianz-Freund Frankreich nicht gerade sparsam war.

Oder der Fall des General Ngo Dinh Diem. Der umstrittene »katholische Diktator« Südvietnams –

einst mit der Rückendeckung Amerikas auf den Präsidentensessel gehoben – sah sich 1963, im entscheidenden Augenblick, schmähslich von seinen US-Freunden im Stich gelassen: Die Amerikaner standen Gewehr bei Fuß, als Putschisten Diem und seinen Bruder Ngho stürzten und beide erschossen und damit den Weg frei machten für eine chaotische Zeit der Militärputsche, buddhistischer Machtkämpfe, politischer Intrigen, Gegenputsche, Straßen- und Studentenunruhen.

Welch eine Ironie des Schicksals, daß es ausgerechnet amerikanische Reporter waren, die damals den Sturz Diems vorbereiteten! Ihre Kolportagen von »Buddhistenverfolgungen« machten die Runde um die Welt – ein wirksames Märchen war geboren. Wer konnte denn damals auch ahnen, daß die Selbstverbrennungen buddhistischer Mönche nichts anderes waren als ein politisches Kampfmittel des radikalen Buddhistenführers Thich Tri Quang, der sich nicht scheute, selbst im Fahrwasser der Kommunisten zu schwimmen, um Macht zu erobern?

Die Amerikaner in Saigon wußten vom wahren Hintergrund – und handelten nicht. Sie mußten es sogar hinnehmen, daß ihnen die UNO in der 1280. Sitzung am 13. Dezember 1963 bestätigte, was jeder offizielle Amerikaner in Saigon von jeher wußte: Eine Verfolgung der Buddhisten in Südvietnam durch Staatspräsident General Diem hatte niemals stattgefunden. So stand es in einem 254 Seiten langen Bericht zu lesen, den eine gemischte

Kommission, die eigens nach Vietnam gesandt worden war, angefertigt hatte. Das Tatsachenmaterial war so klar, daß die UNO verzichtete, das Thema weiter zu behandeln. Selbst auf eine Veröffentlichung des Berichtes wurde verzichtet. Und das bei der UNO!

Mag man denken über Diem, wie man will (und er wird immer eine umstrittene Figur bleiben), aber eines steht fest: Diems Wehrdorf-Programm war glänzend konzipiert und bot auf lange Sicht eine Hoffnung auf Sicherheit, Frieden und Ordnung im Lande Vietnam. Daß dieses Programm nicht vollends zum Wirken kam, lag an der unbefriedigenden Durchführung, die auf Mängeln beruhte, die abzustellen gewesen wären. Immerhin hatte Diem, als er unter den Kugeln der Putschisten fiel, über 25 Prozent des Landes hinter sich – für Vietnam ein bemerkenswerter Prozentsatz!

Aber, wie gesagt – Diem war tot. Und Amerika, der große Cunctator, stand an seiner Bahre und vor seinem Erbe. Und dieses Erbe war ein politisches Chaos ohnegleichen. Es zwang die Amerikaner, zu tun, wovon sie in dieser Konsequenz immer zurückgeschreckt waren: militärisch in einem Ausmaß zu eskalieren, das alle Vorstellungen sprengte.

Oder – Amerika hätte sich zurückziehen müssen. Das wäre zum damaligen Zeitpunkt vielleicht noch möglich gewesen – die Meinungen darüber sind stark geteilt. Aber die Kette von Staatsstreichen

und die zahlreichen politischen Unruhen in Saigon hatten der Regierung Süd-Vietnams jegliche Lebenskraft genommen, und auch die militärischen Reserven waren erschöpft. Ein Rückzug der Amerikaner in dieser Situation wäre dem völligen Zusammenbruch des Landes gleichgekommen und hätte der Gewalt in Asien Tür und Tor geöffnet. Es wäre das Ende Amerikas »pazifischer Politik« gewesen.

So entschied sich Amerika für die Eskalation. Und damit entschied es sich für einen langen, harten, blutigen Weg. »Aber für uns ist der Ferne Osten in Wahrheit der Ferne Westen«, erklärte ein hoher US-Politiker in Saigon. »Wir denken gar nicht daran, zuzusehen, wie Millionen von Menschen in den Völkern Asiens gegen uns aufgeputscht werden. Vietnam berührt unser Lebensinteresse und unsere eigene Sicherheit. Wir opfern nicht Tausende von Amerikanern, nur um freundlich zu den Vietnamesen zu sein.«

Der Sturz Diems war der erste Wendepunkt zum großen, bitteren Krieg hin. Und die Eskalation der hohen Preise, die Amerika für so manchen vorausgegangenen Fehler zahlte.

Eines der wichtigsten Dokumente des Vietnam-Krieges ruht in einem Panzerschrank des Weißen Hauses – die Kopie eines Briefes, den Präsident Eisenhower unmittelbar nach der Genfer Indochina-Konferenz 1954 an Staatspräsident Diem richtete. In diesem Schreiben verpflichteten sich die USA, Süd-

vietnam zu helfen, »in der Hoffnung, daß diese Hilfe – zusammen mit Ihren (Diems) eigenen Anstrengungen – wirksam dazu beitragen möge, ein unabhängiges, gefestigtes Vietnam mit einer starken Regierung zu schaffen«.

Eisenhower hielt Wort: Er schickte 685 Militärberater nach Südvietnam. Aber was waren 685 Soldaten für ein Land, in dem Tausende roter Soldaten – die entgegen den Genfer Vereinbarungen nicht nach Nordvietnam zurückgezogen worden waren – einen Guerillakrieg à la Mao Tse-tung führten? Diem drängte Eisenhower. Aber als dieser Ende 1960 das Amt des Präsidenten an John F. Kennedy abgab, bestand Amerikas »Truppenstärke« aus genau 785 Mann. Fast sieben Jahre lang hatten die USA die in Genf festgelegte Zahl der militärischen Berater in Vietnam nicht überschritten, und das, obwohl Nordvietnam das Abkommen laufend verletzte!

Indes – Kennedy übernahm eine schriftliche Verpflichtung, die Eisenhower noch 1959 abgegeben hatte: die Zahl der Berater zu vergrößern. Also löste er ein, was sein Vorgänger versprochen hatte – die Zahl der US-Berater wurde auf 2000 Mann vergrößert. Zu dieser Zeit zählten 151 000 Mann zur südvietnamesischen Armee, 48 000 Mann zur Provinzgarde und 40 000 Mann zur Dorfmiliz.

Diese Zahl aber reichte bei weitem nicht aus. Wenn das Wehrdorf-Programm funktionieren sollte, wenn man den Bauern, der Wirtschaft und auch der Industrie Sicherheit geben wollte, dann mußte die

Truppenstärke erhöht werden. Denn auch die Vietkong waren stärker geworden: 15 000 reguläre Soldaten und rund 40 000 Guerillakämpfer. Mit dieser Streitmacht kontrollierten sie weite Teile des Landes, denn es gibt eine Faustregel für den Partisanenkrieg: »Wer Guerillas besiegen will, muß zehnmal so viel Soldaten haben.« Und die hatte Südvietnam nicht.

Man brauchte also mindestens weitere zweihunderttausend Soldaten – und natürlich mehr amerikanische Berater. Ende 1962 waren 11 000 Amerikaner in Südvietnam stationiert.

Die böseste Enttäuschung brachte das Jahr 1963. 16 500 Amerikaner standen in Vietnam, als US-Verteidigungsminister McNamara die Prognose wagte: »Die Lage hat sich normalisiert. Unser entscheidendes Eingreifen macht sich bezahlt. Wir werden von nun an unsere Truppenstärke reduzieren. Noch vor Weihnachten 1965 wird der größte Teil unserer boys wieder zu Hause sein.«

Aber der Minister hatte die Rechnung ohne die Kommunisten gemacht: Im unzugänglichen Mekong-Delta – von jeher bevorzugte Domäne der Partisanen – sowie im abgelegenen Hochland Zentralvietnams hatten sie mit dem systematischen Aufbau einer Guerilla-Armee begonnen.

Die Bedrohung Südvietnams war tödlich geworden. Und die Herausforderung an die Amerikaner eindeutig. »Wir sind mit den Franzosen fertig gewor-

den – wir werden es auch mit den Piraten aus den USA«, verkündete Radio Hanoi. Dieser Optimismus schien nicht unbegründet: Die Truppenstärke der Amerikaner war nicht dazu angetan, Sicherheit zu garantieren. Nur mit Mühe waren die Städte zu halten – das Land gehörte den Rebellen.

Denn die Armee Südvietnams bewährte sich nicht: Zu schnell, zu stürmisch aufgebaut, vermochte sie nicht, sich Respekt zu verschaffen. Im Gegenteil: Zehntausende von Deserteuren gingen einfach nach Hause, weil sie es leid waren, für Vietnam zu sterben. Die Resignation schlich durch das gequälte Land. Waren es nicht die Vietkong, die alle Macht besaßen? Gewiß – sie regierten mit Drohung, Terror und Erpressung. Aber sie schienen allgegenwärtig. Die Regierungstruppen dagegen – tagsüber ließen sie sich blicken, aber nachts, da hockten sie in ihren Camps und überließen Millionen von Bauern ihrem Schicksal.

Es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis die Vietkong offen die Macht übernahmen ...

In dieser Situation mußte Amerika sich entscheiden. Und es mußte zwangsläufig die Entscheidung eines Mannes sein – Lyndon B. Johnson, nunmehr Präsident der USA.

Texaner Johnson entschied sich für die Truppenverstärkung: Bis Ende 1964 wurden die amerikanischen Verbände auf 23 000 Mann erhöht, 1965 kamen weitere 67 000 hinzu. Es war das Jahr, in dem

amerikanische Truppen zum ersten Male in der Geschichte dieses Krieges aus der defensiven Einstellung in die Offensive übergangen.

Mitte Juli 1967 – Amerikas Truppen beliefen sich inzwischen auf 466 000 Soldaten – verkündete Präsident Johnson: »Weitere 80 000 Soldaten werden nach Vietnam verlegt. Sie sollen vornehmlich der Verstärkung der kämpfenden Truppe dienen.« »Es gibt da das Wort Eskalation«, erklärte Dean Rusk, »aber es scheint nur für die USA und ihre Verbündeten reserviert zu sein. Nordvietnam hat sieben Divisionen in den Süden eingeschleust – aber da spricht niemand von einer Eskalation. Seit einem Jahr vermint die andere Seite den Hafen von Saigon. Auch das ist offenbar keine Eskalation. Aber wenn wir das gleiche mit dem Hafen von Haiphong machen würden – dann kann ich mir vorstellen, daß man uns überall der Eskalation beschuldigen würde.«

Es scheint so, als habe der Frieden in Vietnam keine Chance mehr. Denn der Norden will von Verhandlungen nichts wissen und der Süden drängt Amerika, seine Truppenmacht auf 800 000 Soldaten zu erhöhen.

So ist Vietnam zum Inbegriff unserer verworrenen, hilflosen Zeit geworden. Vietnam ist die Eskalation des Dilemmas und der Verzweiflung ...

Jede Minute des Krieges kostet 164 000 Mark

»Achtung Leslie! Flareship sieben ruft Leslie!« Zum dritten Male in dieser Nacht geht der Ruf durch den Äther. Irgendwo über dem Dschungel südwestlich von Da Nang sucht einer den anderen – Flareship sucht Leslie. Denn Flareship ist ein Helicopter der Amerikaner, der die Nacht mit kleinen, glühenden Sonnen erhellt, die an seidenen Schirmen baumeln. Und nun glänzt der Dschungel im vergoldeten Licht dieser alarmierenden Illumination und gibt sein Geheimnis preis – dunkle, laufende Schatten. Vietkong, die um ihr Leben rennen ...

Aber die Chance ist gleich null. Denn der Ruf von Flareship sieben hat Leslie erreicht. Und Leslie ist ein tödliches Gespann: zwei Skyrader, gespickt mit Bomben, die für eine ganze Stadt reichen würden, sowie eine »offene« Dakota, deren drei »Mini-Guns« 18 000 Schuß in der Minute verfeuern – ein Hagelschauer an Blei und Verderben, im Landserjargon »Puff, der magische Drachen« genannt. Nun sind sie alle drei im Anflug – gerufen unter dem Codewort Leslie.

»He, Leslie passen Sie gut auf«, krächzt die Stimme aus dem Kopfhörer. »Sie kommen aus Richtung zehn Uhr. Feuerwerk hängt. Drei Rauchbomben

stehen genau im Ziel. Sie brauchen nur noch zu treffen.«

Und dann dröhnt der Dschungel – ein Orkan des Verderbens. Sieben Minuten lang. Goliath jagt David. 35 Kilometer südwestlich von Da Nang sterben in dieser Nacht 28 Vietkong. Diese Zahl ist »body-counted – Körper-gezählt«, wie am nächsten Tage der Captain Jim Graham feststellt, als US-Ledernacken das Geviert des Dschungels erreichen, das sieben Minuten lang Kriegsschauplatz war. Und nur drei Kilometer entfernt stoßen die Ledernacken auf weitere 12 Tote – ebenfalls »body-counted«. 12 Reisbauern, die – gefesselt und geknebelt – unter den Messern der Vietkong starben, weil sie sich weigerten, ihren Reis herauszugeben. Nun liegen sie nur drei Kilometer auseinander – die toten Bauern und die toten Vietkong.

»Dabei hätten sie ihnen bestimmt Reis gegeben«, meint der Captain, »wenn sie nur welchen gehabt hätten. Sie weigerten sich, weil der Vorrat hin war. Sie mußten sterben, weil sie nichts hatten. Was für ein verdammter, lausiger Krieg...«

Im Press-Center von Da Nang machen die Toten dieser Nacht keine Schlagzeilen. Man hat sich daran gewöhnt – im Bereich des I. Korps knallt es immerzu. Jeden Tag Hunderte von Einsätzen, das stumpft ab. Man verliert die Relationen. Was sind denn schon 28 tote Vietkong, was sind 12 tote Reisbauern? »Im Grunde genommen zählen doch die

toten Vietkong gar nicht«, meint ein Sergeant, der hier die neuesten Meldungen registriert. »Was zählt, sind die erbeuteten Waffen, die Munition, der Reis. Das geht ihnen an die Nieren. Für die Charlies (so nennen sie die Vietkong) ist ein Maschinengewehr immer noch mehr wert, als hundert Soldaten. Die Soldaten sind morgen wieder ersetzt. Aber die Waffen – da brauchen sie Monate, ehe sie mal wieder Ersatz bekommen...«

Bei den letzten Worten hat sich die Tür der Baracke geöffnet. Zwei Journalisten. »Was gibt's, Leute?« fragt der Sergeant. Wenn man nicht wüßte, daß es Kollegen wären, man müßte sie für Landser halten – die verdreckte Kampfuniform, die verschwitzten Gesichter... »Wir haben die Musik drin im Kasten«, sagte der eine und klopft auf seine Kamera. »Dreckig war's«, murmelt der andere. »Und dann noch dieser Rückflug...«

Sie waren oben in Quang-Tri. »Aktion Hickory« nannte sich das Unternehmen der 3. Marine-Division. Es galt, zwei nordvietnamesische Regimenter, die sich unterhalb der entmilitarisierten Zone im fast undurchdringlichen Dschungel festgesetzt hatten, aufzureiben. »War verdammt hart – die Marines liefen mitten in eine Falle.«

Dabei waren zunächst nur ein paar Schüsse gefallen. »Feuer von vorn«, hatte der Platoon-Führer über Funkspruch gemeldet. Aber schon wenige Minuten später stellte sich heraus, daß der Gegner retirierte.

»Wir halten vorsichtig Kontakt«, hieß der letzte Funkspruch, der von der Spitze kam. Dann brach ein mörderisches Feuer los – von allen Seiten. Erst da merkten die Marines, daß sie mitten in eine feindliche Regiments-Bereitstellung gestoßen waren. »Zehn Tage hat die Schlacht gedauert«, sagt der Kollege. »Die Nordvietnamesen verloren 403 Tote. Wenn man die anderen hinzuzählt, die noch während des Kampfes weggebracht wurden, waren es mindestens 650 geschätzte.«

»Und was ist mit unseren eigenen Verlusten?« fragt jemand aus dem Hintergrund. Einer der beiden hat sein Notizbuch herausgezogen. »Hoch, verdammt hoch«, murmelt er. »Heute morgen haben sie endgültig addiert – 119 Marines tot, 817 verwundet. Und einige werden noch vermißt.«

»Man kann sie auch auf die Totenliste setzen«, meint der Sergeant. »Ich habe noch keinen gesehen, der von drüben zurückkam...«

Abends sitzt man in der kleinen Bar, oder was man so eine Bar nennt – eine holzgetäfelte Ecke am Ende der Baracke. Man starrt auf den Fernsehschirm oder in den Whisky. Die Hauptsache – man hat frische Luft. Denn in den Schlafsälen – sechs Betten, eine tröpfelnde Dusche, ein WC – erstickt man unter der Glocke aus Hitze und Unbehagen: 35 Grad, 93 Prozent Luftfeuchtigkeit, Moskitos unbegrenzt. Also flüchtet man sich schon lieber in die Bar, die air-condition hat. Da gibt es sogar kosten-

los Malariatabletten. Und natürlich die letzten Neuigkeiten...

»Wie war das denn mit dem Rückflug?« will jemand wissen. Die beiden aus Quang Tri sehen sich an. »Erzähl schon«, sagt der eine und nickt seinem Kollegen zu. »Da gibt es gar nicht viel zu erzählen – ich kann nur sagen: Uns ist schlecht geworden.«

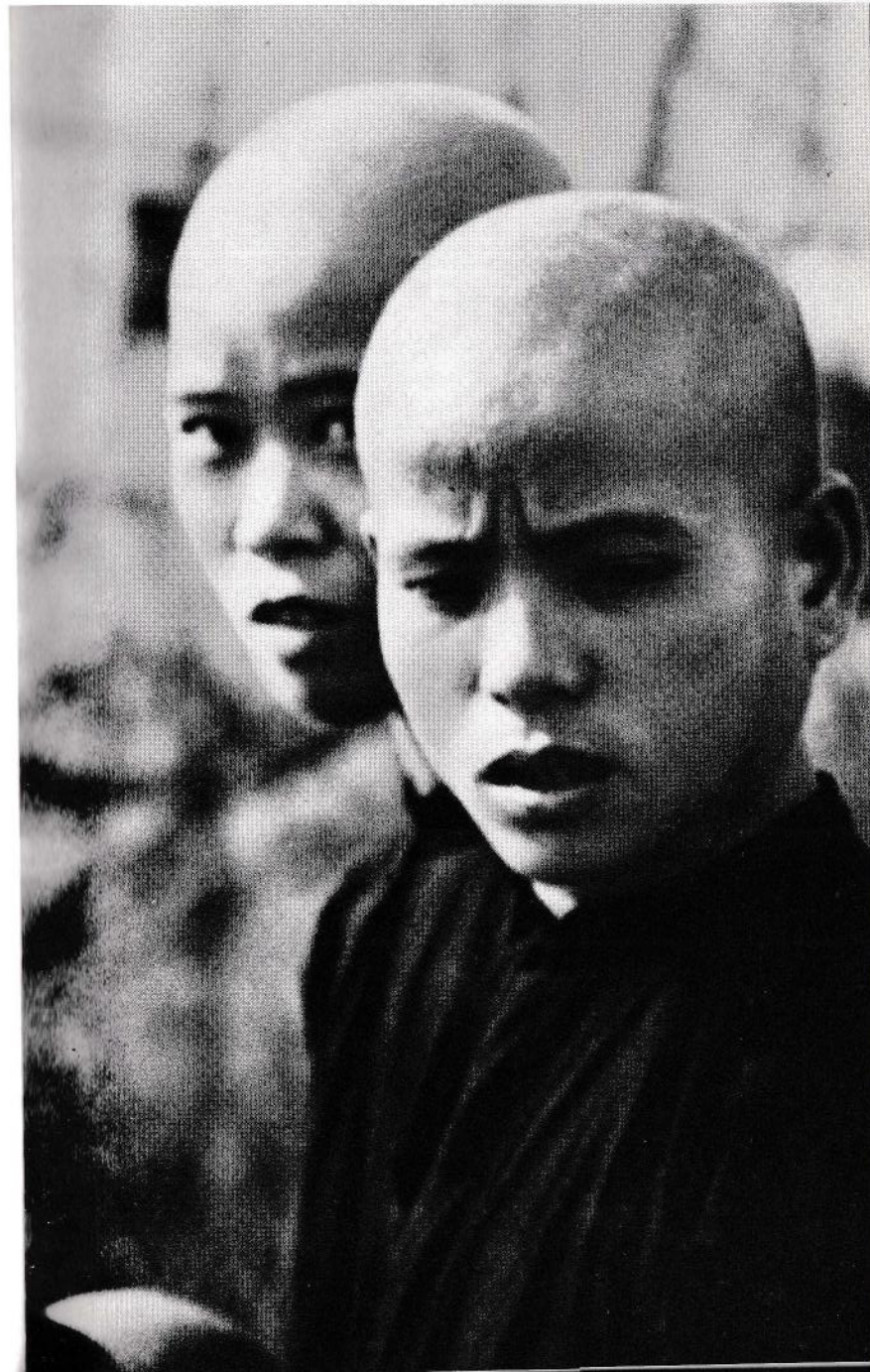
Bevor er weiterspricht, setzt er sich auf einen der hölzernen Schemel. »Wir waren schon im Helicopter und wollten zurückfliegen – da kam ein Captain und rief: ›He, Jungens, Moment mal – bei euch fliegen noch einige mit!‹ Und dann dauerte es rund zehn Minuten, bis er mit seinen Leuten zurück war. Was soll ich groß erzählen: Die da noch mitfliegen sollten, waren Leichen – 15 tote Marines. So wie sie im Kampf gefallen waren, so lagen sie da. Der Captain sah uns an und meinte: ›Sorry – aber sie müssen mit. In zwei Stunden geht von Da Nang aus eine Boeing nach Amerika. Und die wird sie mitnehmen nach Hause. Sie wissen ja – wir lassen keinen von unseren Boys hier im Lande.‹ Ja, und das war's. Er hat die Türen des Helicopters zugeschoben und wir sind vorsichtig gestartet, denn die Toten konnten sie ja nicht anschnallen. Aber was heißt das alles: Wir hockten da in dem engen, geschlossenen Schopper und die toten Marines starrten uns so glasig an. Und dann diese Luft – es war einfach entsetzlich...«

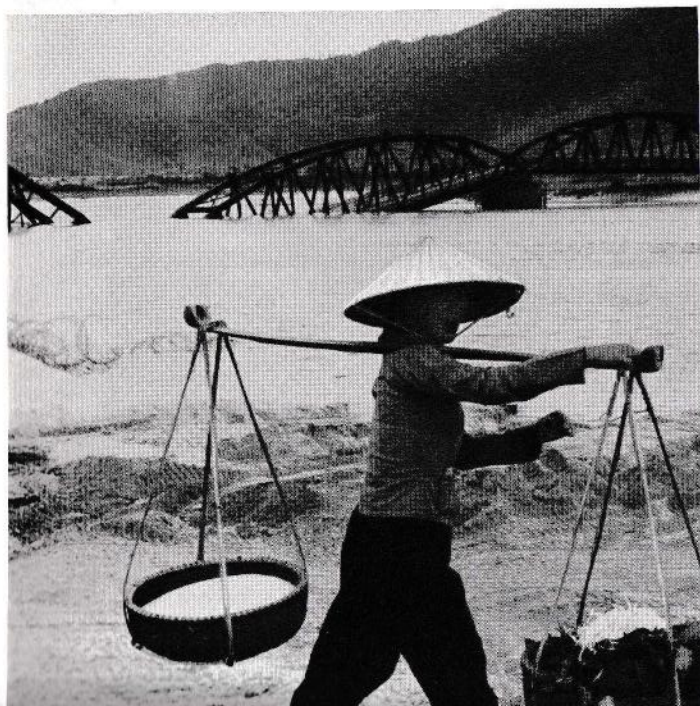
Einen Augenblick lang sagt niemand ein Wort. Denn jeder von ihnen kann sich vorstellen, wie das ist,

wenn man in einem Schopper fliegt, der voll mit Toten ist. Und auch die anderen Bilder sind ihnen vertraut – die Boeing am Rande des Flugplatzes, die ständig hin- und herfliegt zwischen Vietnam und Amerika: Tote Soldaten, lebende Soldaten – Rückflug, Hinflug...

In der Nacht kann niemand schlafen – vor Anspannung, Hitze und Lärm. Rings um Da Nang hämmern Granatwerfer und Artillerie, Bomben fallen, und die kleine Musik machen die Maschinengewehre oder die Scharfschützen am Cua-Viet-River, der träge und breit an den dunklen Baracken des Press-Center vorbei in das Chinesische Meer strömt. »Strenge Order, diese Knallerei am Fluß«, sagt Frank Roberts, der für das »Ledernacken-Magazin« schreibt. »Die sniper (Scharfschützen) schießen auf alles, was den Fluß hinabtreibt – auf Holz, Papier, Zigarettenschachteln, Abfall. Was sich bewegt, oder sichtbar ist auf dem Wasser, wird angeschossen. Wir haben hier eben eine Masse Lehrgeld bezahlen müssen.« Mit der ausgestreckten Hand zeigt er auf

Unergründlich wie die Gesichter dieser beiden buddhistischen Mönche sind die Menschen, das Land und der Krieg in Vietnam. Vor dem Hintergrund staatlicher und religiöser Spaltung vollzieht sich das tragische Schicksal eines Volkes, das nach einer fast hundertjährigen Kolonialherrschaft durch die Franzosen in einen nunmehr schon jahrzehntelangen Krieg verwickelt ist, den es nicht gewollt hat und den es nicht beenden kann, weil hinter diesem Krieg die Großmächte dieser Welt stehen.





die große Doppelbrücke, die beide Teile Da Nangs miteinander verbindet: »Zweimal ist das Ding bisher in die Luft geblasen worden. Die VC (Vietkong) haben einfach Treibholz den Fluß hinunterschwimmen lassen. Aber es war kein Treibholz – unten dran hingen Minen. Halb Da Nang fiel von den Pritschen, als die Brückenpfeiler hochgingen. Seit dieser Zeit besteht die Kugelsperre. Jede Nacht werden einige tausend Schuß abgefeuert ...«

Aber daran beteiligen sich auch die Vietkong: Getarnt als »Fluß-sniper«, schießen sie nicht auf Treibholz, sondern auf andere bewegliche Ziele jenseits des großen Flusses. Und so kann niemand dem Knall anhören, daß es ein Vietkong-Schuß war ...

Seitdem die Ledernacken – offizieller Name »III. Marine Amphibious Force« – am 8. März 1965 im Raum des I. Korps landeten, zählt diese Zone zu den heißest umkämpften Gebieten in Vietnam. Es gibt nicht wenige, die der Ansicht sind, daß die Entscheidung dieses Krieges nicht im Mekong-Delta,

Unter dem unermeßlich weiten Laubdach des Dschungels verbergen sich die paradiesische Schönheit der Wunderwelt der Tropen – und der Krieg. Er hat den letzten Winkel des Landes, das einmal die Reiskammer Asiens war, erreicht. So ist für die einst glücklichen Menschen Vietnams der Alltag zu einem Leben mit dem Krieg geworden, der unbegrenzt und allgegenwärtig erscheint. Flüchtende Menschen, verbrannte Dörfer, gesprengte Straßen und zerstörte Brücken bilden die gespenstische Kulisse Vietnams.

sondern hier – in den fünf Provinzen südlich der Pufferzone am 17. Breitengrad – fallen muß.

»Wenn wir diesem Teil des Landes Sicherheit geben können«, sagt Generalmajor Donn J. Robertson, Kommandeur der 1. Ledernacken-Division, »dann wird den Vietkong endgültig der Nachschub-Hahn aus Nordvietnam abgedreht und wir können uns auf die anderen Gebiete konzentrieren. Solange das aber nicht gelingt, ist ein erheblicher Teil unserer Streitkräfte hier oben gebunden, so daß die Vietkong im Süden immer wieder Luft schnappen können.«

»Die Chance, militärisch zum Erfolg zu kommen, ist tatsächlich gegeben«, ergänzt Frank Roberts das statement seines Generals. »Hier im I. Korps leben 2,6 Millionen Menschen. Bevor die Ledernacken kamen, war das reines Vietkong-Gebiet. Heute aber leben bereits 1,1 Millionen Menschen unter Bedingungen, die man als sicher bezeichnen kann.«

74 000 Ledernacken und 76 000 Soldaten der süd-vietnamesischen Armee sollen nach der Taktik des »search und destroy« (den Gegner finden und vernichten) das I. Korps von Vietkong und von den Divisionen des kommunistischen Nordvietnams »freifegen«. Vor allem die Ledernacken – höchste Verlustrate im Vietnam-Krieg – erwiesen sich dabei als Feuerwehr: In zwei Jahren 200 000 Patrouillen, 82 000 Überfälle auf feindliche Stellungen, 100 000 Bombenangriffe, 734 000 Hubschraubereinsätze – so lautet die offizielle Statistik. Frank

Roberts kann sie noch ergänzen: »Wir haben in dieser Zeit 3900 Waffen erbeutet, Hunderte von Verpflegungs- und Munitionslagern ausgehoben, 2100 Gefangene gemacht und 22 000 Partisanen getötet.«

Man kann Tapferkeit nicht in Zahlen ausdrücken – man kann ihr nur Respekt zollen. Aber Materialüberlegenheit ist rechnerisch zu erfassen. So drängt sich von selbst die Frage auf: »Und was kostet dieser ungeheure Einsatz an Material?« Frank Roberts blättert in seinem Notizbuch, das mit Statistiken angefüllt ist. »Der ganze Krieg hat uns bisher rund 52 Milliarden Dollar gekostet«, sagt er. »Unsere Computer haben sogar eine Minuten-Rechnung aufgemacht: Jede Minute dieses Krieges kostet Amerika 41 000 Dollar – nach eurem Geld also 164 000 Mark ...«

Drüben – am anderen Ufer – peitschen die Schüsse durch die Nacht. Leuchtschirme vergolden Himmel und Urwald rings um Da Nang. Dort, wo die Bomben explodieren, blitzt es für Bruchteile taghell auf – der Krieg ist allgegenwärtig. Ein Wortspiel ist Wirklichkeit geworden: In Vietnam wird nirgendwo soviel geschossen wie überall in Vietnam...

Ich muß an General Robertson denken – an das Gespräch mit ihm. Es war ein Kurzlehrgang mit der bestürzenden Schlußfolgerung, daß »die Sache hier noch gut und gern 20 Jahre dauern kann«.

»Lohnt Vietnam denn diesen ungeheuren Aufwand, diesen Einsatz um den Preis amerikanischen Lebens?« hatte ich den General gefragt. Er war an die plastiküberzogene Lagekarte seiner Division getreten, auf der mit Fettstift die Zahlen der toten Ledernacken standen, die in den letzten Tagen gefallen waren. »Ja und nein, Sir«, hatte der General geantwortet. »Das Problem, um das es geht, heißt gar nicht Vietnam. Wir kämpfen hier vielmehr, weil wir uns gegen Gewalt und Aggression wehren. Die Kommunisten Nordvietnams haben jahrelang Waffen, Munition, Kader und Truppen nach Südvietnam eingeschleust, um hier durch Terror und Gewalt an die Macht zu gelangen. Wenn diese Methode Schule macht, ist der Weg frei für jede Aggression. Wir haben 40 Ländern dieser Erde ein Schutzversprechen gegeben. Südvietnam ist eines dieser Länder. Es wurde von außen her angegriffen – also lösen wir unser Versprechen ein. Täten wir es nicht – was würde ein amerikanisches Wort in der Welt noch gelten?«

»Wir haben die Sache am Hals«, sagt Frank Roberts, der seine Stiefel ausgezogen hat und die Beine im warmen Wasser des Cua-Viet-River baumeln läßt. »Und wir haben sie vermutlich noch für lange Jahre am Hals. Aber hätten wir anders handeln können? Dies ist doch kein Bürgerkrieg – dies ist eine klare Aggression! Und die Kommunisten, die hier alles verdrehen, kann ich nur fragen: Was

würde denn die Sowjetunion tun, wenn sieben westdeutsche Divisionen in Mitteldeutschland einen Krieg entfesseln würden? Auf die Mütze hauen und rauswerfen würden sie die Westdeutschen ...«

Vielleicht wäre diese nächtliche Unterhaltung noch Stunden weitergegangen, wenn nicht in diesem Augenblick passiert wäre, was in Vietnam jede Sekunde an jedem Ort geschehen kann – eine Kugel klatscht dicht über unseren Köpfen in den Baum. »Einer von den snipers«, brummt Roberts. »Schießen so flach auf das Wasser, daß die Kugel abklatscht und in der Gegend herumschwirrt. Vietkong können das nicht sein – das Ufer drüben ist sauber.«

Aber es sind doch Vietkong. Denn schon Sekunden später fällt der nächste Schuß. Kein Zischen, kein Pfeifen – nichts. Nur ein dumpfes »patsch«, und der Mörtel der Ufermauer spritzt uns um die Ohren. »Deckung!« schreit Roberts und reißt mich auf den Zementboden. Rechts von uns beginnt ein Maschinengewehr zu hämmern.

»Das Verrückte an diesem Krieg ist eben«, so meint später ein Kollege in der Schlafbaracke, »daß wir nicht wissen, wer der Gegner ist und wo er steckt. Von 15 Millionen hier sind nicht einmal 300 000 Vietkong. Aber sie sind wie ein Phantom – sie sind überall und nirgends. Hier sieht einer wie der andere aus – und sie haben alle das gleiche Lächeln und den gleichen Anzug. Aber die Statistik hat errechnet: Von 100 Vietnamesen sind zwei mit

Sicherheit Vietkong. Aber bisher sind wir in all den Jahren nur an einem gescheitert: herauszubekommen, wer diese beiden unter hundert sind ...»

»Na ja, eine Uniform haben Sie ja schon«, sagt Corporal McLanny am nächsten Morgen beim Gefechtsstand der I. Marine-Corps-Division. »Sie werden sie brauchen. Früher, wissen Sie – da kamen die Journalisten hier in ihren Sporthemden an. Kaum waren sie draußen, machte es »peng« – und irgend so ein Vietkong hatte sie angepitscht. War ja auch klar: Die sahen zehn Soldaten und dann plötzlich mitten dazwischen so einen sporty-boy. Der fiel natürlich auf. Und dann machte es – wie gesagt – »peng«, und wir konnten sehen, wie wir den Jungen nach hinten bekamen ...»

Die Uniform stammt aus dem COFAT. Das ist einer jener US-allround-shops, in denen man sich für den Krieg ausstaffieren kann – sofern man eine Lizenz hat. Journalisten bekommen sie bei Commander Moorhead von der US-Navy. Laut dieser Lizenz darf man in »Übereinstimmung mit AR 700-8 400-1, Sektion 4, Paragraph 26, und auf Grund des Schreibens von MACJ 42-SU die nachfolgenden Ausrüstungsgegenstände kaufen: zwei Feldblusen, zwei Drillichhosen, ein Paar Kampfstiefel, eine Feldmütze, vier Paar Socken mit Polstersohle.« Die Verwandlung vom Journalisten zum GI mit Polstersocken kostet 28 Dollar ...

»Die Uniform ist okay«, meint McLanny, »nur –

was ist mit einem Stahlhelm? Notfalls kann man natürlich auch ohne ihn. Es kommt darauf an, was Ihnen lieber ist: Ohne Helm hört man besser, mit Stahlhelm ist es sicherer.«

Aber was heißt in Vietnam schon sicher? Soll man etwa im Stahlhelm schlafen gehen? Wie war das denn heute früh im Morgengrauen in Hue? »Diese lausigen Charlies«, schimpft McLanny. »Punkt fünf Uhr hämmerten ihre Granatwerfer plötzlich auf unsere Unterkünfte los. Natürlich konnte keiner die Nase aus dem Loch stecken. Und im Schutze dieses Feuerüberfalls ruderten 20 Vietkong mit einem Floß quer über den Strom – mitten in der Stadt. Minuten später flog ein Hotel in die Luft. Später stellte sich heraus, daß auch ein paar von unseren Soldaten unter den Toten waren – obwohl die Jungens gar nicht im Hotel übernachten dürfen. Wenn sie wenigstens noch einen Helm gehabt hätten, dann wären sie bestimmt nicht von den Trümmern erschlagen worden.«

Also folgert Corporal McLanny: »In diesem Land ist es besser, man schläft mit Stahlhelm, und nicht mit Mädchen ...»

Was jetzt noch fehlt, ist ein »cantine-belt« – das Koppel mit den beiden Feldflaschen. »Sie werden es brauchen, Sir«, warnt der Corporal. »Im Dschungel ist man froh über jeden Tropfen Wasser – selbst wenn es lauwarm ist.« Und auch Colonel Derryberry – der Mann, der nur einmal »yes« zu sagen

braucht, und schon ist man drin im Dschungelkampf – hat Bedenken: »Ohne ›belt‹ geht es nicht. Und außerdem sollten Sie ein Flak-Jacket – eine Panzerweste – tragen. Wir werden ihnen ein Jacket geben. Das Ding wiegt zwar seine 40 Pfund, aber es hat hier schon manchem das Leben gerettet.« »Sind die Verluste hoch, Colonel?« frage ich. »Im Vergleich zum Gegner, nein«, erwidert er und wirft einen Blick in die Unterlagen. »Aber je mehr wir uns hier engagiert haben, desto schlimmer ist es natürlich geworden. Eines aber ist interessant: Die Statistik unserer Verluste straft die Kommunisten Lügen. Sie haben immer behauptet, erst die amerikanische Eskalation sei schuld am Kriege gewesen, der ja nur ein Kampf gegen die – wie sie sagen – ›US-Piraten, Aggressoren und Imperialisten‹ sei. In Wahrheit aber war der Terror der Kommunisten, der dieses Land an den Rand des Chaos geführt hat, gerade in jenen Jahren besonders schlimm, in denen wir uns hier kaum engagiert hatten.«

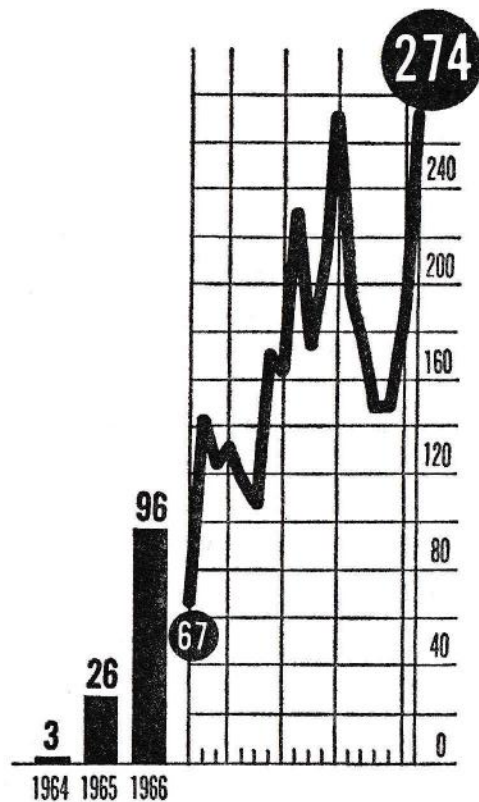
Der Colonel hat die Statistik auf dem Tisch ausgebreitet. Aufgeschlüsselt nach Jahren lautet sie: Von 1954 bis 1961 verloren die Amerikaner zwei Tote in Vietnam. »Wir hatten in diesen sieben Jahren niemals mehr als 700 Berater im Lande«, erläutert Derryberry, »aber das Eigenartige ist – niemand in der Welt scheint es zu wissen. Und genau in diesen Jahren haben die Kommunisten mit der Unterstützung Hanois jene Gewalt prak-

tiziert, aus der die heutige Situation entstanden ist: Sie ermordeten allein 13 700 Zivilisten – meist führende Persönlichkeiten.«

Auch in den folgenden Jahren blieb die Verlustrate der Amerikaner niedrig: 1961: 11, 1962: 31, 1963: 78 und 1964: 147. Erst die Aufstellung eigener Kampfeinheiten – »zu einem Zeitpunkt, als die Kommunisten bereits ihren Endsieg verkündeten« – ließ auch die Quote der US-Gefallenen sprunghaft ansteigen: 1965: 1369, 1966: 5008 und bis zum 1. Juli 1967: 4356. »Wie hart dieser Kampf hier geworden ist«, meint Colonel Derryberry, »kann man daran ermessen, daß wir 1967 mehr Verluste haben werden, als in den Jahren 1954 bis 1966 zusammen.«

Noch schlimmer lesen sich die anderen Verluste: Die südvietnamesische Armee verlor bis Mitte 1967 rund 64 000 Tote – die Vietkong sowie die Volksarmee Nordvietnams, die seit 1965 sieben Divisionen nach Südvietnam eingeschleust hat, 242 000 Tote!

»Man kann noch Zehntausende hinzuzählen«, schließt der Oberst das Thema ab, »denn die meisten Toten der Vietkong werden noch während der Schlacht von ihnen selbst begraben, so daß wir sie nicht registrieren. Diese Statistik hier« – er faltet das Blatt zusammen – »gibt nur die Zahl der Verluste wieder, die body-counted sind – einzeln gezählt. Wie viele noch hinterher an ihren Verletzungen sterben – wer vermag das zu sagen?«



Mit dem verstärkten militärischen Engagement der Amerikaner stieg auch die Verlustrate an Toten. Während 1966 wöchentlich im Durchschnitt 96 Amerikaner im Kampf fielen, stieg diese Zahl seit Januar 1967 sprunghaft an und erreichte im Mai mit 274 Toten innerhalb einer Woche den bisherigen Höchststand. Die Amerikaner rechnen damit, daß die Verlustrate 1967 höher sein wird als in den Jahren 1954 bis 1966 zusammen.

Und wer vermag zu sagen, wie es weitergehen wird? Die Fronten in Vietnam haben sich so verhärtet, daß selbst die Toten keine Mahnung sind. »Was heißt Frieden?« verkündet Radio Hanoi. »Dieses amerikanische Gerede über Friedensbemühungen ist nur ein weiterer krimineller Schritt, die Eskalation zu verschleiern. Für uns gibt es nur das Gebot des Kampfes. Und wir richten uns notfalls auf einen fünfzigjährigen Krieg ein.« Dem steht ein einziger Satz Amerikas gegenüber. Dean Rusk formulierte ihn am 6. Juli 1967: »Wenn diejenigen, die aus dem Norden gekommen sind, nach Hause zurückkehren – dann würden auch unsere Truppen zurückkehren.«

So einfach könnte das sein. Aber für Hanoi zählen weder Logik noch Tote. Dort zählt nur eines: Man darf sein Gesicht nicht verlieren. »Von zwei Streithähnen zu verlangen, sie sollten sich einigen«, so sagt ein Sprichwort des Landes, »ist genauso hoffnungslos, als wolle man von zwei Glatzköpfigen einen Kamm verlangen ...«

Das Drama im Tieu-Duc-Tal

Eigentlich waren sie auf der Suche nach Reis. Statt dessen fanden sie Soldaten. »He, Sam – ich habe das Gefühl, der Busch wird unruhig. Was ist los?« meldete Master Sergeant O'Neill vom 7. Marine-Corps-Regiment über sein Mehrkanal-Funkgerät. Sekunden darauf krächzte es aus dem kleinen Kasten »Okay – verstanden. Wo steht ihr jetzt genau?« O'Neill nahm die Karte. »Wir sind jetzt in der Gegend BT 1129, wiederhole: BT 1129.«

Minuten später hörte die Gruppe das Brummen über ihren Köpfen. »Hallo, Sam – du bist über uns«, flüsterte O'Neill in sein Mikrofon. »Siehst du was?« Langsam zog die kleine Maschine ihre Kreise. »Da scheint mir allerhand Fußvolk herumzumarschieren«, meldete sich erneut der Pilot. »Ich drehe jetzt ab, sonst werden sie unruhig. Und für euch wäre es auch besser, wenn ihr den Rückwärtsgang einschalten würdet.«

Master Sergeant O'Neill sammelte seine beiden Platoons. »Herhören, Leute, vorsichtig nach hinten absetzen. Da vorne ist ein Volksauflauf. Die Patrouille wird abgebrochen.« Noch bevor sich die Ledernacken zurückzogen, nahm O'Neill noch einmal sein Sprechgerät. »Achtung, knocker – Patrouille hat einseitig Feindkontakt. Forward-air-

controler meldet starke Kräfte. Wir setzen uns ab.« Auf dem Regimentsgefechtsstand wurde Vollalarm gegeben – ausgedehnt auf die Luftwaffe, die Korpsartillerie und die Helicopter.

Von diesem Augenblick an hatten sie keine Chance mehr – die beiden nordvietnamesischen Regimenter, die sich vorsichtig und fast lautlos 60 Kilometer südwestlich von Da Nang durch das Tieu-Duc-Tal bewegten.

Die »Operation Union II« war angelaufen...

»Das muß vor zwei Jahren noch etwas anderes gewesen sein«, meint Captain Jim Graham, der gestern noch 25 Kilometer von hier die toten Vietkong gefunden hatte und der jetzt die Vorhut führt. »Damals brauchten wir doch Tage, um genügend Kräfte heranzuführen. Oder etwa nicht?«

Ich habe keine Zeit, lange Erklärungen abzugeben: Diese elende Panzerweste, der von Wasserflaschen schwere »cantine-belt« – ich bin froh, wenn ich überhaupt Luft bekomme. »Yes«, erwidere ich, »es war ganz anders.« Und im stillen erinnere ich mich: Ehe sie damals die Regimenter alarmiert hatten, bis sie mal mit den Vorbereitungen fertig waren – es dauerte die berühmte Ewigkeit. Dann wälzten sie mit ihrer Kriegsmaschinerie in den Dschungel – und stießen fast immer ins Leere. Der Feind war verschwunden...

»Bei der neuen Taktik haben die VC's und die Northener (die Nordvietnamesen) keine Chance«,

meinte Graham. »Wir haben hier unser Lehrgeld bezahlt – aber wir haben auch den Nutzen daraus gezogen.«

Das haben die Amerikaner – und sie konnten es auch. Das Rezept ist einfach: Taktik und Technik. Mit Hilfe des Mehrkanal-Funksprechgerätes sind Hunderte von Vorposten und Spähtrupps jederzeit an die Aufklärer, Helicopter, Bomber und an die schwere Artillerie angeschlossen. 1800 Hubschrauber in Vietnam – mehr als der ganze Ostblock besitzt – können komplette Regimenter in Stundenfrist an die Brennpunkte werfen. Selbst Granatwerfer, Panzer, Kanonen und schwerste Nachschubgüter werden in kürzester Zeit in die Schlacht geflogen. Der stärkste und wichtigste Verbündete der Partisanen ist damit überwunden – es gibt keine »Urwald-Barriere« mehr.

Das zeigt auch die Operation Union II: Nur Stunden hat es gedauert – dann sind die Regimenter der nordvietnamesischen Volksarmee eingekreist. Die Luft-Mobilität hat sie besiegt, noch ehe sie einen Schuß haben abgeben können ...

Captain Graham ist seit neun Monaten in Vietnam. Er hat an vielen Schlachten teilgenommen, er gilt als »alter Hase«. Er kennt sich in Minen-Fallen aus und weiß, daß Kokosnüsse explodieren können und jede geworfene Konservenbüchse mit Sicherheit zu einer Bombe umgebastelt wird. Wer in Vietnam eine Ledernacken-Kompanie führen will, muß ein harter

und erfahrener Bursche sein. Und Graham, 32 Jahre alt, ist solch ein Typ.

»Sie halten sich von jetzt an etwas zurück«, sagt er. »Wir marschieren langsam mitten in den Feind hinein. Das sieht nach Selbstmord aus – aber das scheint nur so. Wenn sie anbeißen und über uns herfallen, sind sie verloren. Denn sie können nicht wissen, daß wir unter einer Feuerglocke laufen. Wir haben ständigen Funk-Peilkontakt. Der erste Schuß – und die Hölle wird hier losbrechen.«

Denn hinter dem »Lockvogel« lauert unsichtbar die Feuerwalze, die minütlich die kleine Vorhut ortet, um »im Ziel« zu bleiben: Granatwerfer, Haubitzen, Feldbatterien, Kampfhubschrauber, Jagdbomber, Düsenbomber.

Es ist eine gespenstische Attacke – scheinbar sorglos in die Tiefe vorgetragen. Es ist das Warten auf den ersten Schuß ...

Drei Mann marschieren ganz vorn: ein Vietnameser, zwei Ledernacken. Sie müssen das Feuer auf sich ziehen. »Troung« – so heißt der kleine, schmalhüftige Vietnameser, der aussieht wie ein Junge und doch schon 32 Jahre alt ist. – »Troung hat eine Nase wie ein Detektor«, flüstert einer der GI's, »er riecht den Feind, noch bevor ihn irgendeiner bemerkt hat.«

Dieser Troung, auf dem nun alle Hoffnungen ruhen, ist stehengeblieben. Mangroven schützen ihn gegen Sicht von vorn. Die Gruppe Graham – 40 Meter

hinter den drei Lockvögeln – ist in Deckung gegangen. Die entsicherten M-16-Schnellfeuergewehre bilden einen Ring von 360 Grad – man weiß ja nicht, wo der Gegner steckt. In diesem Augenblick taucht der kleine Troung auf. »Wir sind umzingelt«, flüstert er, »wir sind schon mitten drin in den Nordvietnamesen. Geben Sie Alarm.«

»Feindkontakt von drei Seiten«, meldet Captain Graham leise über Funksprech. Sekunden verrinnen. Graham hat ein Taschentuch über das Funksprechgerät gedrückt, um die Geräusche zu dämpfen. Dann kommt die Antwort von hinten. »Halten Sie sich ruhig. Die Schopper starten. Regimentsspitze wird in 12 Minuten Kontakt mit Ihnen haben. Sie schießen dann Leuchtkugel grün, die Feuerschlag zwischen Richtung neun und drei Uhr auslöst. Sicherheitsentfernung 500 Meter.«

»Roger, Roger – verstanden«, sagt Graham. Die Gruppe ringsum liegt nach wie vor bewegungslos im Unterholz des Dschungels. Jetzt muß sich entschei-

Drohend richtet sich der Lauf eines Maschinengewehrs aus dem amerikanischen Kampfhubschrauber auf ein südvietnamesisches Dorf. »Den Gegner finden und vernichten«, dieses Leitmotiv beherrscht den Einsatz der US-Streitkräfte. Aber die Vietkong sind ein anonymer Gegner – sie sind überall und nirgends und binden dadurch Hunderttausende amerikanischer Soldaten. Das Land tut ein übriges: Sumpf, Wasser und Dschungel bilden eine natürliche Barriere und schützen dadurch die verborgenen Schlupfwinkel der Partisanen, die unbemerkt verschwinden können, sobald sich der Gegner nähert (Bild unten).





den, ob die Vermutung richtig war. »Hunderte sind es mindestens« hatte Troung gesagt. »Und wer weiß, was noch alles im Hinterhalt wartet...«

*

Sie hatten seit Stunden auf den Vollalarm gewartet. Die einen spielten Karten, die anderen hockten in den Sesseln des kleinen Bereitschaftsraumes. Gesprochen wurde kaum etwas. Nur einmal sagte einer der Piloten: »Die Marines könnten langsam etwas von sich hören lassen, bevor ihnen die Gewehre einrosten.« Aber es lachte niemand, denn sie wußten alle, daß die Marines 60 Kilometer von hier einen schweren Gang antraten...

»Weiß man denn eigentlich, wie stark die Nordvietnamesen sind?« wollte jemand wissen und blickte in die Runde. »Die Aufklärung spricht von zwei Regimentern«, meinte ein Chief Master Sergeant, dem die Wartung der Skyraider unterstand. »Der For-

Vietnam hat keine Fronten. So kennt der Krieg auch keine Grenzen – er trifft Soldaten wie auch Zivilisten. Die bedauernswertesten Opfer aber bleiben die Kinder. Sie sind dem Kriege preisgegeben, hilflos und schutzlos. Während der kleine Junge (oben links) zum ersten Male in seinem Leben staunend und ungläubig das »Wunder Seife« am eigenen Leibe erfährt, irrt ein kleines Mädchen durch das Niemandsland. Von einem Granatsplitter verwundet, sucht es die Eltern und weiß nicht, daß die gleiche Granate sie getötet hat. Für sein ganzes Leben entstellt ist das zehnjährige Mädchen (unten), dessen Körper von Napalm verbrannt wurde.

ward Air Controler glaubt aber, daß noch ein weiteres Regiment in einer rückwärtigen Basis liegt. Wenn wir das auch noch packen, ist vorläufig Ruhe im Tieu-Duc-Tal.«

»Ist doch alles Blödsinn, dieses Gerede von Ruhe und Sicherheit«, knurrte einer der Piloten, »solange wir uns nicht festsetzen in den Gebieten, gibt es keine Sicherheit. Diese Taktik, den Feind auf maximale Zeit unter maximalen Druck zu setzen, ist nonsense. Das müßte alles viel systematischer geschehen: Zunächst mal müßten wir diese verdammten 90 Hauptbasen finden, in denen Zehntausende von ihnen hocken. Zur gleichen Zeit müßte überall im Lande die Offensive auf die Hauptkampfverbände der VC und der Northerner beginnen – und wenn dann noch die Infrastruktur zerstört wird, dann möchte ich mal wissen, was sie dann noch machen wollen? So aber – so verzetteln wir uns in einigen Operationen und Tausenden von Patrouillen. Wenn wir Glück haben, vernichten wir ein Regiment und gehen wieder nach Hause. Was geschieht? Nach zwei Monaten schleichen sie wieder durch das Gebiet und alles ist beim alten ...«

Es war niemand, der widersprach. Sie waren viel zu lange im Lande, um nicht selbst zu wissen, daß dieser Krieg mehr Ösen und Haken hat, als jeder Krieg zuvor. Die Taktik des »search and destroy – den Gegner finden und vernichten«, hatte zwar über zweihunderttausend Guerillas das Leben gekostet

– aber weniger waren sie deswegen auch nicht geworden. Im »roten Zentrum« von Do Xa – 500 Kilometer nördlich von Saigon – operierte das rote Hauptquartier nach wie vor ungestört. Und im Mekong-Delta – wo allein ein Drittel der Bevölkerung Südvietnams ansässig ist – lagen drei südvietnamesische Divisionen, die 7., die 9. und die 21. Infanterie-Division, und schlugen sich mit den Vietkong herum, die nach wie vor große Teile des Delta kontrollierten.

Aber das war ja das Problem: Das versumpfte, von Tausenden Gewässern durchschnittene Delta war wie ein riesiger Schwamm – es konnte mehr Soldaten aufsaugen, als die Amerikaner, einschließlich der Südvietnamesen, bieten konnten.

»Die ganze Strategie müßte geändert werden«, sagte ein Hauptmann. »Das Nebeneinander zwischen den ARVINS (südvietnamesische Armee) und uns müßte aufhören. Ein integriertes Oberkommando sollte geschaffen werden. Wir müßten die Offensive führen – die ARVINS müßten »clear and hold – säubern und halten«. Nur dann haben wir eine echte Chance. Und erst dann kann man unter dem Schild militärischen Schutzes jene Friedensprogramme entwickeln, die bisher an der mangelnden Sicherheit scheiterten ...«

Während die Piloten im Bereitschaftsraum des Flugplatzes von Da Nang noch diskutierten, erreichte die Spitze des 7. Marine-Corps-Regimentes den An-

schluß an die Vorhut im Tal von Tieu Duc. »Kontakt hergestellt«, tönte es in lakonischer Kürze aus dem Lautsprecher im Divisionsgefechtsstand. »Was ist mit Leuchtkugel grün?« wollte der General wissen, aber er bekam keine Antwort – das Signal von Captain Graham war bisher ausgeblieben. »Also dann – Angriff!« entschied der General, nachdem er einige Augenblicke überlegt hatte. »Achtung – Operation Union«, der Offizier am Funksprengerät des Hauptquartiers wiederholte die Worte mehrere Male, »Operation Union – time zero, time zero!«

In der gleichen Sekunde entlud sich der Feuerschlag, der seit Stunden vorbereitet worden war: Die Korpsartillerie, die Granatwerfer, die Haubitzen – sie jagten aus den Rohren, was möglich war. Auf dem Flugplatz von Da Nang stürzten die Piloten in die Cockpits ihrer mit Bomben beladenen Skyrader, und selbst einige Intruder-Turbojets jagten über die Alarmpiste zum Einsatz über dem Dschungel. Die »Gunships« der Helicopter – schon 30 Minuten zuvor gestartet – näherten sich vorsichtig von zwei Seiten dem Tieu-Duc-Tal, um nach dem Artillerie-schlag mit ihren Bordwaffen, 24 Raketen an beiden Seiten und je einer 4-mm-Kanone, in den Erdkampf einzugreifen.

Aber das Drama im Tieu-Duc-Tal konnten sie nicht verhindern ...

»Sie schnüren uns langsam ein, Captain«, hatte Troung dem neben ihm liegenden Graham zuge-
raunt, »wenn das Regiment nicht bald erscheint, müssen wir von uns aus angreifen.« Graham hatte keinen Augenblick gezögert: »Vorsichtig ausfä-
chern!« hatte er seinen Leuten befohlen. »Wir bilden einen Verteidigungsring. Feuer ist frei beim Auf-
tauchen des ersten Gegners.«

Troung war es, der diesen Schuß abgab. »Etwa 20 Meter rechts von mir sah ich einen Helm«, berichtete er später. »Ich habe etwas tiefer gehalten und dann geschossen.« Darauf brach über die kleine Vorhut der Kugelregen aus über hundert nordvietnamesi-
schen Gewehren herein – genau in dem Augenblick, als die Spitze der nachfolgenden Marines anrückte. Die Ledernacken hatten keine Zeit mehr, auszu-
schwärmen – der Feuerüberfall zwang sie in volle Deckung.

In diesem Moment traf die Kugel den Captain Jim Graham. Wie es genau geschah, wußte später nie-
mand zu sagen. »Ich sah nur, wie der Captain plötz-
lich nach vorn stürzte«, erinnerte sich ein Sergeant. »Er wollte offensichtlich in die sichere Deckung eines kleinen Grabens. Dabei muß ihn die Kugel getroffen haben. Er schwankte, aber er lief noch fast zehn Yards, bevor er zusammenbrach. Es war furcht-
bar.«

Erst sechs Stunden danach konnten sie den toten Captain bergen – so hart war der Feuerüberfall der Nordvietnamesen, die sich geschickt zwischen der

Feuerwalze und den vergeblich anstürmenden Ledernacken hielten. Die Verluste waren hoch: Am Abend des ersten Kampftages waren 55 Ledernacken gefallen, 164 verwundet. Die Verluste des Gegners blieben solange unbekannt, bis er den Kampf einstellte. Das war nach drei Tagen der Fall. Erst dann erkannte man das ganze Ausmaß der Schlacht: 694 gefallene Nordvietnamesen lagen im Tieu-Duc-Tal...

»Unsere eigenen Verluste – am Ende der Operation Union 99 Gefallene und 222 Verwundete – wären weit höher gewesen«, so erklärte ein Lieutenant Colonel des Marine Corps später, »wenn unser neues Kit Carson-Programm nicht so zum Tragen gekommen wäre. Die tapferen Kit Carsons haben Bewundernswertes geleistet...«

Kit Carson des Dschungels

Es gibt keinen Amerikaner, der nicht die Legende von Kit Carson kennt – jenem Western-Boy, der alle Indianer-Tricks beherrschte und der den Weißen einst unschätzbare Dienste im Kampf gegen die Indianer leistete.

Es waren Ledernacken, die sich in Vietnam Kit Carsons erinnerten. Die Hinterhalt-Taktik des Gegners und seine traumhaft sichere Ortskunde, die Beherrschung der Guerilla-Technik, die Kenntnisse der »booby-trap«-Methodik (Minenfallen) – das war es, was den Ledernacken immer hohe Verluste zufügte, die vermeidbar waren. Was nutzten die Materialüberlegenheit und Feuerkraft, wenn die kämpfende Truppe in die taktischen Fallen der Partisanen läuft? »Solange wir die Methodik des Feindes nicht frühzeitig genug erkennen – solange werden wir auch ständig wieder in den Hinterhalt laufen«, gestand Generalleutnant Walt, Commander der 74 000 Ledernacken im I. Korps. »Wir müssen sie schlagen mit ihrer eigenen Methode.«

Das hieß: Man mußte Leute gewinnen, die aus den Reihen des Gegners kamen und die bereit waren, ihre Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. So wurde das »Kit-Carson-Programm« geboren, ein reines